



**Mike Markart**  
**Martin G. Wanko**

*il carso. la bora.*



[www.editionkeiper.at](http://www.editionkeiper.at)

© edition keiper, Graz 2018

1. Auflage Mai 2018

literatur nr. 93

Covergestaltung, Layout und Satz: Tom Markart

Autorenfoto Wanko: Max Wegscheidler

Autorenfoto Markart: Gudrun Lichtenwallner

Druck: Bookpress.com

ISBN 978-3903144-52-1

Die Rechte an den Texten verbleiben bei den Autoren.

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH



## Inhalt

Vorwort. ....7

### **Mike Markart** – *il carso. la bora.*

Gedichte. ....9

nur ein abfahrender zug. ....11  
der regen. ....12  
treibgut. ....13  
der mantel. ....14  
der rücken deines mantels. ....15  
via del bosco. ....16  
mein auftrag. ....17  
sommerabend. ....18  
dein ausgedachtes kind. ....19  
il carso. la bora. ....20  
die nächste welt. ....21  
die ersten dunklen minuten. ....22  
doline. ....23  
die alten aus der osteria. ....24  
die sonnenuhr. ....25  
die fähre. ....26  
im stein. ....27  
ich zeichne währenddessen karten. ....28  
ich ahme nach: die fahrt ins innerste der welt. ....29  
die sanduhr. ....30  
terre irredente. ....31  
piazza san giovanni. ....32  
das innere der gedanken. ....33

fino al 23 settembre. ....34  
der anzug fürs begräbnis. ....35  
ein abbild der welt. ....36  
alle beine zum laufen bereit. ....37  
gorizia: via trieste. ....38  
via della pescheria. ....39  
im fensterkreuz. ....40  
der abgelaufene bezirk. ....41

### **Mike Markart**

2 Erzählungen. ....43

Das Boot von Alessandro und Giovanna. ....45

Die Blumen in meinem Salzgarten. ....59

### **Martin G. Wanko** – *Triest*

oder Eine Reise in das andere Italien. ....73

**Franchi/Grubissa/Premuda** .....175

2015 wurden Mike Markart und Martin G. Wanko für ihr Projekt „il carso. la bora.“ mit einem Stipendium des Landes Steiermark ausgezeichnet. Die Texte in diesem Band sind während der Fahrten in den italienischen und slowenischen Karst, nach Triest, Duino, Venedig und das Hinterland entstanden. Darüber hinaus haben sich drei italienische AutorINNen mit kurzen Texten am Projekt beteiligt. Auch diese Texte sind in diesem Band nachzulesen.

**Mike Markart** – *il carso. la bora.*  
Gedichte.

**nur ein abfahrender zug.**

der klang der schritte  
verschenkt sich an die bora.  
fliegt hinein  
ins aussichtslose.  
giacomo  
wirft ein flüchtiges winken  
in den rostroten briefkasten  
am rücken des hauses:  
ich bin kein bahnhof  
nur ein abfahrender zug

## **der regen.**

du sagst, du musst jetzt gehn,  
die bora,  
die in deinen jackentaschen wohnt,  
sei nicht zu halten.  
ich habe keinen wunsch  
mehr frei an dich,  
nur einen blick  
durch diesen regen meiner augen.  
ich hätt noch einen satz,  
doch fehlt mir jetzt die kraft  
ihn auszuwerfen

## **treibgut.**

wir sind buchstaben  
und ergeben noch keinen sinn  
so früh am tag.  
wir sind beim ersten hellen atemzug  
ein wildes durcheinander  
nach alldem,  
was mit uns geschehen ist  
in der vielzahl der nächte.  
wir nennen uns treibgut,  
rudergänger,  
mare tenebrosum.  
pavian

## **der mantel.**

ich habe einen mantel,  
der ist aus  
dunkelheit genäht.  
den trag ich  
nur an diesen sommertagen,  
und er hält die  
fröhlichen gesichter fern,  
denn dafür  
fehlt mir nun der sinn.  
ich versinke nämlich  
schon seit langem  
in den wasserläufen  
der erinnerung  
an  
dich

## **der rücken deines mantels.**

nun leer ich schon das fünfte glas  
unter den tisch  
neben den schlafenden hund:  
ich will mich nicht betrinken,  
aber aussehen wie einer,  
der sich betrinkt.  
der ständig sein glas neu füllt  
bis an den rand.  
die worte stell ich ab,  
den blick trüb ich ein,  
nehm als vorbild  
den rücken deines mantels



## **via del bosco.**

ich weiß längst nicht mehr,  
was ich in der schmalen kerbe  
zwischen den abgenutzten  
fassaden  
anzutreffen hoffe.  
mehr als mein gehen  
kann ich dort seit jahren nicht finden.  
vor diesen häusern  
warten einige auf die rostigen kähne, die  
schon vor langer zeit  
in die hinterzimmer des hafens  
gezogen worden sind.  
im rücken der kapitäne.  
ihre trüben blicke haben sie in der bar  
an die garderobe gehängt.  
wohin soll man mit einem gebrochenen schirm?  
auf der straße kann man ihn nicht lassen.  
man trinkt für 80 cent einen caffè  
in der bar und tut,  
als würde man ihn dort vergessen

## **mein auftrag.**

mein auftrag ist  
das löschen  
der fracht.  
ich lösche in den nebel hinein.  
dort gibt es  
keine hintertür.  
kein zimmer,  
wo man  
leben repariert

**Mike Markart**  
2 Erzählungen.

## **Das Boot von Alessandro und Giovanna.**

Irgendwann nehme ich das Boot von Alessandro und Giovanna an mich.

Genau das habe ich sofort gedacht, als es vor Jahren auf einem leicht ansteigenden Wiesenstück vor Anker gegangen ist. Von einem Zaun, den ein nur angelehntes Tor notdürftig und eigentlich vergeblich vor neugierigen Händen zu schützen versucht, umfasst. Seitdem bin ich täglich an dem Garten in der Via Duino vorbeigegangen, in welchem eine Vielzahl von Pflanzen das Boot immer mehr in sich aufgenommen hat, wie eine Hand, die sich langsam über einem Stein oder etwas Ähnlichem schließt, das man am Strand aufgehoben und eine Zeitlang bewundernd betrachtet hat.

Das Boot entzieht sich inzwischen den Blicken der Vorbeikommenden.

Ich weiß aber, dass es immer noch hier liegt, schließlich schaue ich ihm beim Verschwinden zu, seit es an diese Stelle gebracht worden ist.

Am Tag nach dem Vorfall mit Alessandro, Giovanna. Und dem mit Dunkelheit gefüllten Meer.

Einige Männer des Ortes trugen es hier herauf. Wie Sargträger gingen sie von der Anlegestelle die menschenleere Straße entlang, in der Hitze der Tagesmitte.

Sie gingen durch das geöffnete Tor auf die Wiesenfläche hinein und hoben das Boot vorsichtig von den Schultern. Stellten es langsam auf den Boden. Dann berieten sie sich eine Zeitlang und fassten den Ent-

schluss, das Boot umzudrehen, mit dem Bauch nach oben.

Wie bei einem toten Fisch.

Sie gingen zurück auf die Straße, zogen das Tor hinter sich zu und marschierten gemeinsam in den Ort hinein.

Das konnte ich damals sehen. Ich hatte eine Stelle gefunden, von welcher ich das Geschehen gut beobachten konnte und das Gefühl hatte, selbst nicht entdeckt zu werden.

Ich komme vom Meer und gehe langsam bergan.  
Gegen Mittag.

Ganz früh, den Augenblick des Sonnenaufgangs genau treffend, bin ich vor vielen Stunden in die kühle Nähe des Meeres eingetaucht.

Wie immer.

Von meinem Platz habe ich lange Zeit nur geschaut. Schließlich kann ich mich auf nichts anderes konzentrieren, wenn ich das Meer betrachte.

In ihm lese.

Es schreibt sich ja ständig fort.

Einige Stunden später, als ich meine Lektüre der an diesem Morgen nur ganz zarten Bewegungen des Wassers abgeschlossen habe, gehe ich die gewundene Straße wieder zurück. Diese hat sich inzwischen am Anblick der hoch aufgestiegenen Sonne erhitzt.

Ich bin entschlossen, das Boot heute ans Tageslicht zu holen, indem ich die Pflanzen entferne.

Die dicken, zähen Ranken.

Die sich in weiten Wegen um das Boot gelegt haben.

Wie anfangs verliebte Arme, die irgendwann das Gefühl dafür verloren haben, wann es genug ist.

Ich habe natürlich schon bei Tagesanbruch gewusst, dass heute die Zeit gekommen ist, das Boot zu heben, deshalb habe ich eine Sichel in meinen Rucksack gepackt, bevor ich am oberen Ende des Ortes losmarschiert bin.

Es ist allerdings so, dass ich die Sichel schon vor vielen Monaten gekauft habe. Nachdem mir klar wurde, dass der Zeitpunkt, das Boot endlich zu befreien, bald kommen würde.

Es ist nicht üblich, dass jemand in dieser Gegend in ein Geschäft kommt, um eine Sichel zu kaufen.

Aus dem Grund konnte ich diese damals im Verkaufsraum auch nicht finden und war auf die Hilfe des Verkäufers angewiesen.

Mir kam vor, dass man mich gerade wegen meines unüblichen Wunsches ganz besonders und lange musterte. Langsam von oben nach unten. Und wieder zurück.

Der Wunsch, eine Sichel zu kaufen und mein Äußeres waren für den Verkäufer offensichtlich kein selbstverständliches und homogenes Ganzes.

Der Verkäufer war irritiert und das irritierte auch mich.

Wenn meine unzähligen Einzelteile in Unruhe geraten, braucht es sehr lange, bis sie sich wieder zu jenem mir bekannten Bild ordnen, welches beruhigend auf mich wirkt.

Der Verkäufer verschwand in den hinteren Räumen des Geschäftes, welche man als Käufer gar nicht

betreten darf, die also dem Verkaufspersonal vorbehalten sind.

Ich war jetzt allein und schickte einige Gedanken los, um mich zu beschäftigen. Ich hätte auch ein Messer kaufen können, dachte ich. Um mir das hier zu ersparen, denn natürlich habe ich davon ausgehen können, dass genau das passiert: Dass ich dem Verkäufer in Begleitung meines Wunsches, eine Sichel zu kaufen, verdächtig erscheinen würde.

Am Ende meiner Gedanken drehte ich mich um und schaute in den Verkaufsraum.

Endlich kam der Verkäufer aus den hinteren Räumen zurück. Die Sichel befand sich in einem dickwandigen Karton.

Der Verkäufer blickte mich an und hob den Deckel der Schachtel. Ich machte einen zaghaften Schritt nach vor, warf einen Blick auf die Sichel und war zufrieden.

Ich nickte deshalb.

Der Verkäufer schloss die Schachtel wieder und nachdem ich keinen weiteren Wunsch hatte, tippte er den entsprechenden Betrag in die Kasse ein und nannte mir den Preis. Streckte mir den Kassenbon entgegen. Als ich aus dem Geschäft trat, dachte ich über die gerade zu Ende gegangene Situation nach. Jeder Mensch kann denken was er will und deshalb kann sich auch der Verkäufer seine Gedanken über mich und die Sichel machen. Das ist sein gutes Recht, dachte ich. Ich redete beruhigend auf mich ein, während ich ging.

Ich brauche einige Zeit, bis ich ein gedankliches Zimmer, das mich bewegt und aufwühlt, auch wirklich wieder verlassen kann.

Als ich keine fünfzehn Minuten später mein Haus betrat und der Sichel sofort einen Platz im Vorraum zuteilte, war natürlich nicht wirklich Ruhe in mich eingekehrt. War meine Ordnung nicht annähernd wieder hergestellt.

Aber damit konnte ich leben.

Mit dieser Sichel, welche ich also schon vor Monaten gekauft habe, versuche ich nun, dem Dickicht beizukommen.

Geduldig.

Und mit Bedacht.

Schließlich will ich das Boot nicht zusätzlich schädigen.

Denn davon gehe ich aus:

Dass die lange Zeit ihre Spuren hinterlassen hat.

Die salzhaltige Luft ebenso.

Und die Tatsache, dass sich niemand um das Boot kümmert. Etwas tut gegen den Verfall.

Ich verlasse niemals das Haus, ohne meine Stiefel zu tragen, deshalb kann mir das Dickicht nichts anhaben.

Die vielen Tiere, die in ihm wohnen.

Damals, am Tag nach dem Vorfall, habe ich gedacht, Alessandro und Giovanna seien einfach fort. Hätten den Ort verlassen, wie viele andere ihres Alters.

Seien vom Angelhaken der Eltern.

Wären den Stellnetzen entkommen.

Oder sie wären auseinandergegangen und somit unsichtbar geworden, weil ich sie nur in dieser Symbiose gekannt und eben gesehen habe.

Aber inzwischen weiß ich: Alessandro und Giovanna sind am Meeresgrund vor Anker gegangen.

Dort haben sie den letzten Hauch ihres Lebens in den bewachsenen Grund gepflanzt.

Für einander.

Wie die Menschen des Ortes sagen.

Nur wenige Meter von der Hafenummauer entfernt.

Dort ist das Wasser an einer Stelle tief, der Weg hinunter weit.

Und finster genug.

Um zwei Ertrinkende unsichtbar zu machen für eine gewisse Zeit.

Ich bin geduldig.

Trage Schicht um Schicht ab. Zuerst die frischen, saftigen, dann die zu Schnüren vertrockneten Pflanzen, welche das Boot an die Erde gebunden haben.

Nach einigen Stunden habe ich das Boot befreit.

Es gelingt mir, es anzuheben, kurz Schwung zu nehmen und es mit einem Wurf umzudrehen.

Ich prüfe das Seil, das am Bug des Bootes befestigt ist. Es ist in erstaunlich gutem Zustand.

Ich ziehe das Boot durch das nur angelehnte Gartentor hinaus auf die Via Duino.

Es macht mir nichts aus, dass die Menschen jetzt auf mich aufmerksam werden. Denn natürlich ist es kein großes Geheimnis, was ich tue. Schließlich mache ich Lärm.

Viel Lärm.

Als ich das Boot die Straße hinaufziehe.

Bis zu meinem Haus in der Nähe des Schlosses.

Ich will mit dem Boot von Alessandro und Giovanna hinauf ins Gestein. Auf den Monte Carso im Rücken von Triest.

Das erscheint mir vernünftig.

Ich kann das Boot nicht einfach zurück ins Meer bringen, an jenen Punkt, an welchem man die toten Körper herausgezogen hat.

So funktioniere ich nicht.

Es wird bald dunkel.

Ich ruhe mich auf dem Bett ein wenig aus. Schlafen kann ich nicht.

Der Papagei, der seit einigen Jahren hier im Ort lebt, holt mich bereits vor der Dämmerung aus meinen Gedanken.

Ich trinke ein Glas Wasser, um klar zu werden. Damit lasse ich mir wie immer Zeit.

Stunden bedeuten mir nichts.

Inzwischen ist es hell geworden, die ersten Autos fahren an meinem Haus vorbei. Ich gehe ins Freie, um mich an die Arbeit zu machen.

Ich kann das Boot natürlich nicht auf dem Dach meines Autos transportieren, deshalb habe ich schon vor Wochen mit einem Nachbarn vereinbart, dass er mir seinen Bootsanhänger leiht.

Jeder Zweite hat hier einen solchen Anhänger, weil auch jeder Zweite ein Boot besitzt. Ich allerdings habe keinen, denn das Boot, welches ich transportie-

ren muss, gehört mir nicht, ich besitze es nur für eine Fahrt.

Das Boot ohne Hilfe auf den Anhänger zu bringen und es dort zu befestigen, ist nicht einfach und dauert einige Stunden. Dennoch bin ich zufrieden, dass ich vor Mittag aufbrechen kann in Richtung San Dorligo della Valle.

Ich fahre vorsichtig, denn ich weiß ja nicht, wie das Boot in meinem Rücken in einer Gefahrensituation reagiert. Diesbezüglich habe ich keine Erfahrung und mein Nachbar, dem der Anhänger gehört, hat mich gewarnt.

Ich bin noch nicht weit gefahren, da läutet das Telefon, ich hebe aber nicht ab, um die Konzentration nicht zu verlieren.

Und ich habe Glück, denn schon einige hundert Meter – also wenige Sekunden weiter – tritt ein Polizist einen kleinen Schritt auf die Straße, um mir mit einer bestimmenden Armbewegung zu signalisieren, an den Straßenrand zu fahren und anzuhalten.

Ich erschrecke immer, wenn die Polizei etwas von mir will. Obwohl ich auch jetzt nichts Verbotenes tue. Nicht telefoniere und auch die Geschwindigkeit nicht nur einhalte, sondern wegen der Besonderheit der Situation sogar deutlich unterschreite.

Ich bringe den Wagen langsam zum Stehen und steige aus. Der Beamte kümmert sich allerdings nicht um mich, sondern ist bereits hinter den Wagen, zum Boot, gegangen.

Natürlich sieht das Boot nicht gut aus. Das weiß ich selbst.

Es ist gezeichnet von dem, was es seit dem Vorfall mit Alessandro und Giovanna mitgemacht hat.

Seine Farbe ist abgeblättert.

Es hat darüber hinaus eine Vielzahl von Roststellen. Einige der Holzteile sind entweder ganz gebrochen oder zumindest merklich beschädigt.

Ich befürchte, der Beamte könnte mich in Bezug auf mein Vorhaben befragen. Ich habe viel Erfahrung damit, wie Menschen reagieren, wenn ich sie mit meinen Ideen konfrontiere.

Allerdings interessiert er sich nicht dafür, was ich mit dem Boot zu machen gedenke, sondern er überprüft nur, ob das Boot den Vorschriften entsprechend auf dem Anhänger befestigt ist.

Er ist zufrieden und wünscht mir eine gute Weiterfahrt.

Ich steige wieder in den Wagen, atme durch und setze meine Fahrt fort.

Es dauert nicht lange, schon fahre ich in San Dorligo della Valle ein und so weit in Richtung Monte Carso, wie es erlaubt ist.

Ich will kein unnötiges Risiko eingehen, indem ich Verbote missachte. So trenne ich den Anhänger vom Wagen und ziehe ihn selbst so weit es geht. Nicht ohne mich vorher zu vergewissern, dass dieses Vorgehen nicht in den auf der Tafel vermerkten Verbotsrahmen gehört.

Besonders weit komme ich mit dem Anhänger ohnehin nicht mehr, denn bald endet die asphaltierte Straße und ein steiniger, ansteigender Weg beginnt. Hier hole ich das Boot vom Anhänger. Zu meiner

Überraschung kostet das weder besonders viel Zeit noch Kraft.

Es ist nicht immer leicht für einen wie mich, Dinge, die ich mir ausgedacht habe, in die Tat umzusetzen. Was ich mir ausdenke, erscheint bei erster Betrachtung in den meisten Fällen nämlich unmöglich. Alles, was ich denke, ist eigentlich zum Scheitern verurteilt.

Aber ich gebe niemals auf.

Darum schaffe ich das Unmögliche zu meinem eigenen, aber auch zum Erstaunen der anderen sehr oft wirklich.

Als wäre ich ein Zauberer.

Das alles ist natürlich keine Erklärung dafür, warum ich dazu neige, zu tun, was ich so häufig tue.

Ich brauche ohnehin keine.

Ich tue es einfach.

Ganz gleich was andere darüber und über mich denken.

Die Menschen haben in einer Welt, der die Geheimnisse verloren gegangen sind, oft wenig Verständnis. Dass der Aufstieg auf den Monte Carso nicht leicht werden würde, ist mir klar gewesen. Ich ziehe das Boot jetzt an jenem Seil, das am Bug befestigt ist, Meter um Meter nach oben.

Es wehrt sich.

Es ächzt und stöhnt.

Reibt hart über die spitzen Steine. Schreit immer wieder auf.

Meine empfindlichen Ohren schmerzen deshalb.

Es gibt aber kein Zurück mehr für uns beide.

Solange ich mich stark fühle, habe ich keine Gedanken für etwas anderes.

Ich habe nur die Steilheit des Berges vor mir.

Und ich denke an das Boot.

An Alessandro und Giovanna.

Und ein wenig an mich selbst.

Als mich die Kräfte aber zu verlassen beginnen, wird mein Blick wieder weit.

Ich sehe mich um, weil ich aus mir allein nicht mehr die ganze Energie für mein Vorhaben ziehen kann. Einer der Gäste der Trattoria Al Pozzo beobachtet mich.

Vom gegenüberliegenden Berg also.

Einer jener Menschen, die nur gekommen sind, um auf der Terrasse in der Sonne zu sitzen, ein paar Gläser Teran zu trinken, würzigen Prosciutto und Käse zu essen, wird irgendwann auf mich aufmerksam. Er schaut eine Zeitlang, bezieht dann die anderen in seine erstaunlichen Beobachtungen ein.

Bald stehen sie von den Tischen auf, drängen sich am Geländer der Terrasse und lassen mich und mein Tun nicht mehr aus den Augen.

In meinem Kopf braut sich etwas zusammen, das spüre ich deutlich.

Ich kenne die Wettersituation dieser Gegend sehr gut und habe deshalb keine Hoffnung, die stürmische Luft der Bora könnte bald schon in meine Segel fahren und mich und das Boot den Berg hinaufjagen mit einigen kräftigen Reffoli.

So habe ich an die Grenzen meiner Kräfte zu gehen, um weiterhin Meter um Meter voranzukommen.



Die Hitze setzt mir natürlich ebenfalls zu.

Aber ich denke wie immer gar nicht daran aufzugeben.

Nicht wegen der rasch wachsenden Menschenmenge auf der Terrasse der Trattoria, die mich staunend anfeuert.

Alle Aufträge, die ich ausbebe, gelten immer nur mir allein.

Jetzt habe ich die Spitze des Berges erreicht. Mein Gefühl für Zeit habe ich längst verloren.

Die Menschen gegenüber auf der sonnigen Terrasse des Restaurants sind aufgereggt. Schließlich hat sich die Situation über Stunden zugespitzt. Haben mir anfangs einige wenige zugesehen, ist die Terrasse jetzt gefüllt wie ein Fußballstadion.

Und ähnlich geladen ist die Stimmung.

Die Menschen sind erregt, wissen aber nicht, was sie überhaupt zu erwarten haben.

Endlich bin ich ins Boot gestiegen und bereit für alles.

Die Kinder des Ortes haben einmal zu mir gesagt: Giovanna hat einen umgekehrten Mund.

In dem Moment beginne ich aus meinen Gedanken heraus zu regnen. Ich komme in Fahrt, der Regen ist so heftig, dass ich nicht mehr zur Terrasse und zu den Menschen hinübersehen kann. Auch sie werden mich möglicherweise nicht mehr sehen können. Aber dafür habe ich ohnehin keinen Gedanken frei zwischen den Regenfällen und Flüssen in meinem Kopf.

**Martin G. Wanko.**

*Triest oder Eine Reise in das andere Italien.*

Eine Reiseerzählung.

## Prolog

Momentan kam mir ein Bild in den Kopf. Noch zwei Wochen zuvor ging ich mit meinem Vater am Bodensee spazieren, es war ein heller Tag, die Sonne war blass und tat sich noch etwas schwer, das gelbe Gras wirkte wie die abgezehrte Haut eines verstorbenen Tieres, aber es lag schon eine Art Frühlingserwachen in der Luft. Ambitionierte Läufer und Radfahrer überholten uns links und rechts, während wir langsam am See entlanggingen. Gelegentlich musste er verschnaufen und wir setzten uns auf Bänke am See. Dabei besprachen wir seine Projekte für die nähere Zukunft: Ohne Ausstellung geht es nicht, meinte er, er braucht etwas zu tun. Zuvor sagte ich ihm noch, dass er die Flugreisen in Zukunft sein lassen soll, will er seine Gesundheit nicht riskieren. Ich schlug ihm vor, Busreisen zu machen, genauer gesagt Seniorenreisen. Er war schockiert, er fuhr doch immer alles mit dem Auto, er liebte die Freiheit auf Rädern, überallhin einen kurzen Abstecher machen zu können, wenn er gerade wo ein Fotomotiv erspähte. Aber Seniorenreisen? Das fühlte sich für ihn an wie plötzlich in den Abgrund gestoßen zu werden. Seniorenreisen hatten für einen Vielgereisten etwas Endgültiges, die letzte Möglichkeit, wohin zu kommen, bevor es zur allerletzten Ausfahrt kommt. Die hatte er nun selbst gewählt, bevor es zu einer Seniorenreise kam.

Vor dem Seehotel angelangt, verschnaufte er einen Moment. Ich machte von ihm mit meinem Handy

einige Fotos. Mich reizte der Kontrast zwischen ihm und der Landschaft. Sein modernes Sakko und sein Seidenschal, das sah am See fast unnatürlich aus, so als ob ein weitgereister Kongressteilnehmer aus dem Seehotel eilte und sich an der Luft einige Minuten Auszeit gönnte. Ich machte auch ein Selfie von uns. Er wirkt auf den Fotos gehetzt, gestresst, seine Augen sind nicht mehr ganz offen, sein Lachen wirkt angestrengt. Das erkannte ich aber erst später. Da war er schon ein anderer, oder bilde ich mir das jetzt ein? Ich stellte das Foto auf Facebook, über 100 Likes und einige Kommentare hat es bekommen, keiner war darüber irritiert, dass mein Vater nicht mehr so ausschaute wie zuletzt. Als ich ihn damals am See sah, dachte ich, jetzt passt endlich wieder alles, zumindest so halbwegs. Ich war bei meinem Vater in Lochau, ich nahm mir für diese Tage nichts anderes vor, als mir für meine Eltern Zeit zu nehmen. Schlussendlich redeten wir viel. Er sagte mir, dass er nun bereits jeden Morgen um sechs Uhr aufsteht, das konnte er sich nach seinem letzten Spitalsaufenthalt nicht mehr abgewöhnen. Um die Uhrzeit ist es zurzeit noch dunkel und er kann einige Minuten in Ruhe nachdenken. Da stellt er sich sein Wasser für einen Kräutertee hin und freut sich über den Herd, den er in der letzten Zeit seiner Frau gekauft hat. Er freute sich auf die Zeit, wo er nicht mehr ins Spital muss und das Leben wieder halbwegs beruhigt genießen kann. Die ewigen Spitalsaufenthalte zermürben, vor allem, wenn die nicht rausfinden, was man hat, an was man leidet. Aber wollte er es wirklich wissen? Nein, eigentlich

nicht, die Medizin war nicht sein Ding, er wollte einfach wieder auf Reisen gehen, wie früher, seine Ausbeute nach Hause bringen und Ausstellungen machen. Eher Landschaften fotografieren, mit den Menschen verstand er sich nicht mehr so gut. Er hatte keine Lust mehr, Menschen zu fragen, ob er sie fotografieren dürfte, hier waren Landschaften gnädiger. Überhaupt hätte sein letztes großes Projekt eines über Gesteine werden sollen: Nichts bewegt sich mehr, alles in sich zurückgezogen, versteinert und dennoch sehr klar vorhanden. Ich riet ihm davon ab und sagte, das Thema Steine würde ich in seinem Alter nicht in die Hand nehmen, das hat zu sehr mit dem Tod zu tun, mit dem Thema wollen die Menschen nicht zu viel zu tun haben, da darf er sich nicht wundern, wenn die Shows dann zu wenig Traffic haben. Schlussendlich zog er den Steinen dann sein Graffiti-Projekt vor, ein Segen für alle Beteiligten. Aber dennoch, in meinem Vater arbeitete es gewaltig, er wollte sich in diesem Leben „fertigbringen“, durchbringen – und sei es über den Umweg Kunst.

Er wirkte in diesen Tagen nicht unzufrieden. Er hat alle seine Rockstars gesehen, die er sehen wollte, erzählt er mir am See. Tom Jones einmal, Tina Turner zwei Mal gesehen, Bayern München, drei Mal? Wie oft noch? Er war auch noch im neuen Allianz-Stadion, mit und ohne Spiel, am Tag und am Abend. Im Fernsehen sah er alles noch gerne an, die Fahrt nach Altach ins Oberland war ihm mittlerweile zu aufwendig, er blieb lieber in Bregenz am See. Er war

froh, dass er alles abbezahlt hat, das war ihm zuletzt wichtig. Aber wenn echtes Geld da wäre, Geld im Überfluss, würde er wieder fahren. Korea, Kuba, Hawaii, Länder, die ihm auf seiner Landkarte noch fehlten. Trotzdem konnte er seine Augen vor dem nicht verschließen, das auf ihn zukam. Zu oft war er in der letzten Zeit im Spital, zu oft konnte er sich im Wintergarten nicht mehr bewegen. Wenn ihm hier seine Frau nicht beigestanden wäre, hätte es schlecht ausgeschaut. Auch das erzürnte ihn in den letzten Jahren: die permanenten Schmerzen, einmal mehr und einmal weniger, aber sie waren da, außer zuletzt, wo man ihn im Spital mit viel Zeug gut aufpumpte. Da passte alles wieder, er fühlte sich das erste Mal wieder wohl. Und auch an dem Tag, wo er mit mir am See war, kämpfte er zwar bei den ersten Schritten, doch es kam dann der Kreislauf zurück, wie bei einem Oldtimer, der nach einigen Kilometern wieder zu schnurren begann. Als ich ihm erzählte, dass ich bei der Rückfahrt nach Graz kurz in Schwabing stehen bleiben werde, auf einen Kaffee und einen Kurztrip durch die Boutiquen, leuchteten seine Augen. Ich sagte ihm, dass ich die Hinfahrt mit Hilfe von Google Maps mache, dort parke ich am Siegestor, für einen Euro stehe ich dort eine Stunde und dann geht es wieder weiter. Da strahlte er, das muss ich ihm das nächste Mal erklären, auch Facebook gefiel ihm bezüglich der Möglichkeit, alte Freundschaften wieder zu aktivieren. Ich zeigte ihm das Foto, das ich von uns beiden auf Facebook gestellt hatte und es gefiel ihm, wie sich die Likes mehrten. Ja, das soll ich

ihm alles das nächste Mal auf seinem Handy einrichten, wenn er dann gesund sein wird.

Am nächsten Tag stand ich zeitig auf. Ich drängte auf die Abfahrt. Wir umarmten uns, ich hupte noch einmal und fuhr nach München. Nach meinem Kurzaufenthalt, während der Fahrt nach Graz, meldete er sich noch einige Male, er war wie üblich ungeduldig, wann ich nun endlich in Graz sei, wollte er wissen. In Graz angekommen, rief ich ihn kurz zurück. Es war wie oft ein sehr kurzes Gespräch, Hauptsache gut angekommen. Keine Stunde später rief mich meine Mutter an, dass mein Vater gestürzt und bereits von der Rettung abgeholt worden war.

Zehn Tage später saß ich wieder im Auto, der Arzt in Rankweil drängte, ich solle bald kommen, wenn ich meinen Vater nochmals lebend sehen wolle. Freitag angekommen, fuhr ich mit meiner Mutter nach Rankweil. Kurz vor der Ankunft ging ich in mich. Es war wie die Vorbereitung auf eine schwere Prüfung. Dann ging ich zu ihm. Der Anblick war mir nach wie vor vertraut. Als ich ihn am Arm berührte und mit ihm redete, schaute er mich mit kleinen, aber scharfen Augen an. Ich bedankte mich für alles, wofür sich ein Sohn in diesem Moment bedanken kann. Ich versicherte ihm, dass er ein Großer ist und nun zu etwas noch Größerem aufsteigen wird. Er gab Geräusche von sich, sprechen konnte er nicht mehr. Im selben Moment spürte ich, dass er gehen wollte. Er hat in diesem Leben vieles erreicht, durch seinen Wil-

len und seine Hingabe hat er vieles ermöglicht, mir war, als hätte er drei Leben auf einmal verbraucht, aber er hatte in den letzten Jahren auch viel mit sich, mit seiner Persönlichkeit, mit seiner Seele gearbeitet. Er lernte zuzuhören, er lernte zu verstehen, er lernte sich umzusetzen. Ich spürte also, dass die Energie zwischen uns beiden sehr stark zunahm. Es war ein ähnlicher Vorgang wie bei einer Geburt, nur eben unter anderen Vorzeichen, die Energie wollte aus seinem Körper. In dem Moment fragte ich ihn, ob er mich versteht. Wenn das so wäre, solle er die Hand bewegen. Das machte er. Dann erzählte ich ihm, dass nun die dritte Halbzeit begonnen hat, dass er keine Angst haben muss, er steigt in etwas Großes auf und kommt wieder zurück, Energie geht eben nicht verloren. Ich sagte ihm, dass ich ihn begleite, meine Herzklappen ließ ich dabei geöffnet und all meine Energie, die mir zur Verfügung stand, schickte ich meinem Vater mit auf den Weg. Ich schaute ihm tief in die Augen, streichelte ihm über sein schütteres Haar und wünschte ihm viel Glück.

Schwarz

Ich höre den Vogel

Ein Elaborat der Dunkelheit

Nichts tut sich

Helle Funken plötzlich

Alles grün

Einen Monat später. Dämmerung. Ich steige ins Auto. Die Straße ist noch still. Vorne an der Kreuzung

quietschen die Räder einer Straßenbahn. Der Zeitungsausträger bringt die Zeitungen ins Haus. Sein leichter Schritt erinnert mich an eine Gazelle. Ich öffne einen Spalt das Fenster und schalte das Radio ein. Abfahrt. Ziel: Triest. Ursache: Der Tod meines Vaters. Warum? Er liebte die Stadt. Warum fahre ich wirklich? Ich muss abschalten. Und?! Ich brauche Abstand.

Ich fahre auf die Pack und bin froh, dass ich die Steiermark hinter mir lasse. Ich mache auf dem Packsattel halt. Der frische Wind überrascht mich, er ist mir jedoch ganz recht, um mich wachzuhalten. Ich gehe schnell auf die Toilette und kaufe mir um den Bon eine Schokolade. Ich setzte mich wieder hinter das Steuer und bekomme zwangsläufig Lust auf die Schokolade. Seit ich nicht mehr rauche, bin ich eher verfressen. Ich öffne die Verpackung und stopfe die Schokolade in mich hinein.

Ich fahre über Arnoldstein durch das Kanaltal nach Italien. Landschaftlich ist kein Unterschied zu Kärnten festzustellen, aber alleine die ersten italienischen Straßenbezeichnungen machen mich entspannter und erinnern mich an viel, an viel Vergangenes, vor allem an eine sorglose Zeit. Damals, früher und überhaupt. Immer will ich eines dieser kleinen Dörfer besuchen, an denen sich die Autobahn vorbeischnürt, doch fahre ich jedes Mal vorbei. Ich erhasche einen Blick in die Talschaften, ich sehe die Dächer eng aneinandergereihter Häuser, ein geöffnetes Fenster oder ein Auto

an der Hauswand. Es sind also keine Geisterdörfer, denke ich mir beruhigt. Daneben schimmert die Gailitz verlockend türkis. Sie ist sehr flach und inmitten des ausgetrockneten weißen Flussbetts sieht sie wie ein Fremdkörper aus. Ich bleibe bei der ersten Raststätte nach der Grenze stehen. Es ist nun sichtlich wärmer als auf dem Packsattel und sogar wärmer als in Graz. Ein schmuckloses Gebäude, einige Gäste stehen vor dem Eingang um einen steinernen Aschenbecher und rauchen. Ich ertappe mich dabei, an die Kaffeebar zu gehen, ohne vorher wie in Italien üblich an der Kassa zu bezahlen. Ich muss mich an das italienische System erst wieder gewöhnen. Der erste Kaffee in Italien ist der eindrucksvollste, denke ich mir immer wieder. Erst die Gaumenfreude vollzieht das Überschreiten der Grenze spürbar. Der unterschiedliche Geschmack liegt sowohl an der Maschine, an der Machart, aber auch am Wasser, habe ich einmal gelesen. Ich trinke den Espresso aus und bleibe noch am Tresen stehen, der mit stahlblauen Lampen beleuchtet wird. Die anderen Gäste, die auf ihre Smartphones blicken, nehmen keine Notiz von mir. Beim Hinausgehen sehe ich an der Kassa Zigaretten angeboten. Auch Muratti. Erfreut pfeife ich das Lied „Autogrill“ von der Band Euroteuro und lächle dabei den Menschen ins Gesicht, die ins Autogrill kommen.

Ich fahre weiter. Das Kanaltal liegt nun hinter mir und vor mir erstreckt sich die unendlich scheinende Ebene, die mich an die Adria führt. Ich fahre an

bunten Hallen vorbei, die wie systematisch angeordnete Schachteln in den Wiesen herumstehen. Es sind Fabriken, Frächter und Firmen, für die es sinnvoll ist, an der Autobahn zu liegen. In diesem Moment denke ich wieder an meinen Vater. Er war von dem geballten Wirtschaftsraum immer begeistert. Er war viele Jahre auch Teil eines großen Unternehmens, die letzten Jahre war er jedoch selbstständig. Ihn faszinierte die Magie, die von solchen Unternehmen ausgeht, mich eher das Unheimliche, das hinter so hohen Mauern steckt. Die Autobahn wirkt endlos, der Asphalt ist immer eine Nuance schwärzer als bei uns und kommt mir in diesem Moment sehr weich vor, als ob ich in ihm versinken könnte. Das Grün wirkt intensiver, es leuchtet mir geradezu entgegen. Ich nehme meine Sonnenbrille ab und bin beeindruckt. Der Mais ist um einige Zentimeter höher als bei uns, der Wein hat schon längst keine kahlen Reben mehr und die zarten Felder werden bereits mit riesigen Wassertanks befeuchtet. Schon seit Jahren frage ich mich, wer denn diesen Wein trinken wird, der neben der Autobahn wächst. Ich will es gar nicht genau wissen, alleine die Tatsache, dass hier der Wein maschinell geerntet wird, macht mich unglücklich. Als ob bei der Ernte die Sintflut über die Reben hinwegrauscht, sollen die Reben danach ausschauen, irgendwie tot. Ich sauge das Grün in mich auf, es mischt sich mit dem Schwarz des Asphalts, lasse mich überfluten und tauche ab.

Ich nächtige im Nachbarort von Triest, in Duino, aber ich habe es nicht eilig, also fahre ich zuerst nach Triest. Die Serpentina sind das eigentliche Wahrzeichen von Triest, denke ich mir, die in den Stein gesprengte Straße, die hinunter zum Meer führt. Ich rieche das Meer bereits, bevor ich es erblicken kann. Bei den Kehren taucht es nun immer wieder auf. Heute erscheint es mir stahlblau, eine Nuance dunkler als der Himmel. Das Wasser soll jedoch immer die gleiche Beschaffenheit haben, habe ich einmal gelesen, die Farbe bestimmt alleine der Lichteinfall. Dennoch finde ich es interessant, dass nicht das Wasser selbst seine Farbe ändert und trotzdem so lebendig aussieht.

Mich überholen nun einige übermütige Vespas, aber ich lasse mich nicht aus der Ruhe bringen. Ich öffne die Fenster und der Straßenlärm nimmt zu, was mich zusehends entspannt, ich schalte das Autoradio aus und glaube im Klang der verschiedenen Verkehrsmittel eine Melodie zu erkennen. Ich fahre mein Auto auf die schräg liegenden Parkplätze am Meer zu. Ich lasse das Auto langsam ausrollen und stoße am Straßenrand an. Es ist überraschend warm und zugleich windstill. Ich ziehe meine Weste aus, hänge sie mir um und gehe im T-Shirt in die Stadt. Ich spüre, wie mir die Sonne auf die Haut brennt und setze die Sonnenbrille auf. Fast respektlos fahren die Autos an der Küstenstraße an mir vorbei. Wie sollte es auch anders gehen, denke ich mir, aber trotzdem spüre ich eine Art Respektlosigkeit vor der Landschaft. Das Meer und die schönen Bauten alleine würden mir genügen.

Ich gehe auf die Piazza dell'Unità d'Italia, ich bin überrascht, wie belebt es hier um die Mittagszeit ist. Unzählige Schul- und Studentengruppen tummeln sich, und viele haben rote Jacken an. Manche von ihnen sitzen am Boden auf ihren Rucksäcken. Ich gehe am Denkmal vorbei und wähle den linken Ausgang des Platzes, da mir das Caffè degli Specchi zu sehr in der Sonne liegt und momentan zu monströs erscheint. An der Ecke spielen zwei Studentinnen den Donauwalzer von Johann Strauss. Ich muss lachen, es macht mich verlegen, so viel Österreich auf einmal zu spüren, vor allem, wenn ich mich nicht in Österreich befinde. Das letzte Mal hatte ich diese Befangenheit, als ich den Spielfilm „Titanic“ sah, wo auf dem sinkenden Schiff ein Quartett unbeeindruckt Strauss spielte. Aber dennoch, die Musik passt in die Stadt eher als auf die Titanic, die Stadt, die zumindest im Zentrum wie eine am Reißbrett entworfene Maria-Theresia-Stadt aussieht. Mir ist mein Grinsen peinlich und ich werfe den Studentinnen aus Verlegenheit Kleingeld in den Beutel und sage ihnen dabei, dass mein Vater gestorben ist. Sie bedanken sich und lachen mich an.

Vor mir öffnet sich eine mir nicht bekannte Einkaufsstraße. Es ist eine kleine Fußgängerzone. Die gab es vor Jahren noch nicht, als ich das letzte Mal hier war. Ich setze mich nun doch in ein Café und bestelle einen Espresso. Einen Espresso in Italien serviert zu bekommen, dauert eigentlich nicht länger als eine halbe Zigarettenlänge. Jedoch scheint der Kellner



meine Bestellung vergessen zu haben, vielleicht auch, weil er gleich nach meiner Order mit einem anderen Gast in eine Diskussion verwickelt wird. Aber ich will mich jetzt nicht aufdrängen, denn ich verspäte mich immer, fast immer. Manchmal muss man pünktlich sein, zum Beispiel, wenn es um Flüge geht. Aber kaum ist die Pünktlichkeit kein absolutes Muss, verspäte ich mich. Ich weiß nicht, woran es liegt, dass ich zu spät komme, aber es hat schon etwas Unheimliches an sich. Ein Freund hat mir beispielsweise verraten, dass er eigentlich gar nichts gegen meine Verspätung hat und sich, bevor er sich mit mir trifft, immer ein gutes Magazin kauft – tagsüber kommt er nämlich sonst selten zum Lesen. Weil ich nicht und nicht daherkam, hat ein anderer Freund wieder zum Rauchen begonnen und raucht heute noch. Mein Vater hasste meine Unpünktlichkeit so sehr, dass er sich zur Sicherheit schon zu ärgern begann, bevor er mich traf. So war der Ärger über mein Zuspätkommen bereits im Abklingen, wenn ich dann endlich auftauchte. Das hätte mich fast nachdenklich gemacht, die Betonung liegt auf „fast“, denn so wie andere pünktlich kommen, komme ich eben zu spät. Und so ganz nebenbei, ich komme nicht, ich erscheine und das sollte doch auch honoriert werden, oder etwa nicht? Pünktlichkeit ist ebenso eine Krankheit. Im amerikanischen Big Business sollen ja schon wegen Unpünktlichkeit Geschäfte geplatzt sein. Wenn das nicht krank ist, was also dann? Na ja, ich geb's zu, warten ist nicht immer lustig, vor allem bei zu großer Hitze oder Kälte. Und so wie es in Indien zum guten

Ton gehört, einige Stunden zu spät zu kommen, muss es ja auch nicht sein, dass man in unseren Breiten superpünktlich kommt. Das kommt mir irgendwie zu germanisch vor. Wir sind Balkan, bei uns darf man zu spät kommen. Aber trotzdem bleibt eine gewisse Verlegenheit, sonst müsste man sich darüber keine Gedanken machen. Aber das mache ich ab heute nicht mehr mit, weil ab jetzt bin ich Italiener, Balkan-Italiener, von mir aus.

Letztens war ich in Italien mit dem Zug unterwegs, und da in Italien in den Zügen so wie bei uns das Rauchverbot gilt, hat der Zug einfach bei jeder Station außer Plan fünf Minuten halt gemacht. Die Raucher stiegen aus, rauchten gemütlich ihre Tschick und stiegen wieder ein. Eine Verspätung, was macht das schon, hat es ein Mitreisender auf den Punkt gebracht. Das ging sehr locker vonstatten, die Zeit verstrich weit über unsere akademische Viertelstunde hinaus, die Stimmung war beispiellos und ganz ehrlich gesagt, ich fühlte mich verdammt wohl. Keine Spur von schlechtem Gewissen, Verspätungen mit Stil. Zu Hause las ich dann in einem Buch von Dietmar Bachmann, zur Lebenssitte der Italiener, Folgendes nach: Eine Verspätung bis zu fünfzehn Minuten ist nicht einmal der Rede wert. Eine Verspätung über fünfzehn Minuten bis in den Stundenbereich ist eine „Ritardino“, das übersetzt so viel heißt wie „Verspätunglein“. Und sogar in Italien gibt es Hardliner des kultivierten Zuspätkommens: Vom Zuspätkommen wird erst geredet, wenn jemand überhaupt nicht

erscheint. Ich bin Italiener, sage ich mir, ein Italiener von emotioneller Natur. Demzufolge bin ich wirklich erst selten zu spät gekommen. Und ja, der Espresso kam tatsächlich noch bei mir an, mit einem Augenzwinkern, es gebe halt immer viel Wichtiges zu besprechen.

Ich trinke meinen Espresso äußerst bedacht, nicht ohne Grund, bin ich doch in der heimlichen Kaffeehauptstadt Italiens. Das erinnerte mich an ein Gespräch mit dem Wahl-Triestiner, Veit Heinichen, der in seinem siebten Proteo-Laurenti-Roman „Keine Frage des Geschmacks“ einen genauen Blick auf das „braune Gold“ warf.

„Also, für einen guten Espresso erhitzt man 30 Milliliter Wasser auf 92 Grad und lässt es dann 20 Sekunden lang über 7 Gramm Kaffee rinnen. Dann schmeckt der Espresso ausgezeichnet, vorausgesetzt die Kaffeemischung passt“, erzählte mir Veit Heinichen und erinnerte sich dabei fast sentimental an ein Treffen mit dem großen italienischen Kaffeebaron Ernesto Illy: „Ernesto Illy sagte zu mir, dass der beste Kaffee nicht immer der teuerste sein muss, sondern der, der einem am besten schmeckt!“

Aber trotzdem, auf die Zubereitung kommt es an und die ist eben nicht immer leicht, und damit habe auch der Siegeszug von einigen wenigen globalen Anbietern von Kaffeepads begonnen. Dem Autor ist jedoch die Vielfalt wichtig. So wird in seinem Kaffee-Krimi gleich zu Beginn ein Säckchen Rohkaffee der Sorte Kopi Luwak gestohlen, eine wahre Rarität: Das Aro-

ma dieses Kaffees entfaltet sich nur dann, wenn die südostasiatische Schleichkatze die ganze Kaffeekirsche zuerst verzehrt und danach die unverdauliche Kaffeebohne wieder ausscheidet. Aus der wird dann der Kaffee gewonnen. „Das alles macht die Schleichkatze natürlich nur freiwillig und eben nicht sehr oft, also hat dieser Kaffee wirklich etwas Eigenes.“

Ich kann mich noch gut an Veit Heinichens Augen erinnern, die regelrecht strahlten, als er davon erzählte. „So wie diese seltene Kaffe Sorte sind regionale Unterschiede Reichtümer. Um diese Reichtümer zu schützen, sind wir nahezu verpflichtet, gegen die Globalisierung des schlechten Geschmacks anzutreten“, antwortete mir Veit Heinichen. Ich trinke nun meinen Espresso aus und erinnere mich daran, dass der Autor auch noch meinte, dass man jedem Espresso ein wenig Zucker hinzufügen soll, um den Geschmack zu verstärken.

Ich schaue auf die Uhr. Es ist bereits vier Uhr nachmittags. Ich rufe kurz in meiner Pension an und gebe bekannt, dass ich erst am Abend kommen werde, aber bereits in Triest bin. Das war kein Problem, ich hatte mein Zimmer ja bereits vorab bezahlt, man freute sich darauf, mich am Abend kennenzulernen. Eigentlich wollte ich an den alten Hafen spazieren, mein Magen meldet sich jedoch beim Geruch von Fleisch zu Wort und meint, Hunger!

Der Unterschied zwischen Kaiser Franz Josef und dem Kaiserfleisch ist ganz klar: Den Kaiser gibts

nimmer, das Kaiserfleisch noch immer, und vermutlich hätte der Kaiser auch nie so gut geschmeckt wie das Kaiserfleisch. Das gibts in Triest, wird auch auf Deutsch ausgesprochen. Gut durchwachsenes Geselchtes (nix fettes Bauchfleisch!) mit Sauerkraut in einer Semmel. Das ist wahrscheinlich der prägnanteste Link in die Vergangenheit, der gelebt wird. Verkauft wird es in sogenannten Buffets. Ich setze mich in den kleinen Gastgarten eines der wohl bekanntesten Buffets im Lande, des Buffet da Pepi, bestelle mir eine Semmel und bin irritiert. Noch nie spürte ich hier die Mischung aus der alten und neuen Zeit, das Aufeinanderprallen der Kulturen, so stark. Es duftet nach Sauerkraut und Siedefleisch, wie in kühlen Jahreszeiten in Österreich, dabei ist es auffallend warm für einen Frühlingstag. Ich bin in Italien, muss ich mir immer wieder in Erinnerung rufen, ich bin in Italien, da helfen die ganze österreichische Jahrhundertwende-Architektur und auch die Semmel mit dem Geselchten nichts. Ich bin nicht mehr in Österreich. Ich bin in Italien, genauer im Friaul, in der Hauptstadt des Friaul, esse ein Semmel mit Geselchtem und mit Sauerkraut und trinke dazu einen Friulano. Zumindest im Gaumen mischen sich bereits die Kulturen.

Ich stehe auf, gehe in das Buffet und werfe einen Blick in die Vitrine. Ich bin wirklich ein Freund von Rinderzunge und Innereien jeglicher Art, frei nach dem Motto: Ein Tier besteht nicht ausnahmslos aus Schnitzeln und Steaks. So habe ich meine helle Freu-

de, denn noch nie sah ich so viel Rinderzunge auf einen Haufen. Natürlich kann man in Triest mittlerweile auch schon ganz okaye Pizza essen gehen, da sich eben in den letzten Jahren viel getan hat. Triest gleicht mittlerweile, mit seinen Fußgängerzonen, den schicken Bars und Boutiquen, mehr einer italienischen Stadt als noch vor zehn Jahren. Dennoch erinnert mich das Essen hier wieder an meinen verstorbenen Vater. Das Osterfest war ihm fast wichtiger als Weihnachten und Silvester zusammen. Dieses reiche Angebot an Nahrung. Ich muss lachen. Kaiserfleisch, Cren und Dreher-Bier, vielleicht fuhr mein Vater deshalb immer wieder nach Triest, weil er nicht ganz aus Österreich weg wollte und dennoch nicht immer in Österreich sein wollte. Die rund fünfzig Buffets waren zumindest nach seinem Geschmack.

Es ist kurz nach 18 Uhr, als ich in Duino ankomme. Die Pension Aurora befindet sich einige Minuten von den Steilhängen und Stiegen zum Meer entfernt. Es ist eine sehr nette Frühstückspension, in der Gemeinde Duino-Aurisina (laut Wiki: slowenisch Devin-Nabrežina, deutsch Thübein-Nabreschin oder auch Tybein) bei Triest, die die Einheimischen Duino nennen. Jetzt vielleicht ein eher unauffälliger Ort an der Adriaküste, aber deshalb umso angenehmer, weil eben auch ruhiger. Andrea, der Mann an der kleinen Rezeption, steht von seinem Glastisch auf und begrüßt mich freundlich. Er bittet mich, leise zu sein, hier in Duino haben sie entweder Wandertouristen, die schon immer zeitig aufbrechen, um eben

eine Wanderung in den Karst zu unternehmen, oder Kulturtouristen, die das Schloss Duino – „Castello di Duino“ – besichtigen, das in den Grundfesten seinen Ursprung im Römischen Reich hat. Es liegt auf dem letzten Felsvorsprung des Karsts und bietet einen einladenden Blick zum Mittelmeer. Seit dem 19. Jahrhundert im Besitz des Adelsgeschlechts von Thurn und Taxis, ist die Verbindung nach Österreich hier sehr stark ausgeprägt. Hier musizierte bereits Franz Liszt und Rainer Maria Rilke schrieb hier seine Duineser Elegien. Im letzten Jahrhundert schaute sicher auch André Heller einmal vorbei und schwelgte in Erinnerungen. Ziemlich hart: Der Physiker und Philosoph Ludwig Boltzmann griff im Schloss erfolgreich nach dem Galgen und Franz Ferdinand soll von hier aus zu seiner geschichtsträchtigen Reise nach Sarajevo aufgebrochen sein (die ohne Rückkehr ...). Was bleibt: ein Schloss voller Erinnerungen, super zu fotografieren, weil wenige bis keine Wärter, ein ziemlich gelungener Schlossgarten, angelegt im 19. Jahrhundert, der auch in heißen Sommern ein kühles Platzerl offeriert. Auch gut zum Schmusen, weil eben wenig Wärter.

Das Stiegenhaus ist durch eine abgesperrte Panzerglastür von der Rezeption und vom Frühstücksraum getrennt. „Verbrechen gibt es eben überall in Italien, nicht nur in Napoli“, antwortet mir Andrea, der meinen neugierigen Blick auf die Tür bemerkt haben muss. Ich bin müde und lasse mich auf das Bett fallen, Rilke war hier auf Selbstfindung unterwegs,

denke ich. „Ein jeder Engel ist schrecklich“, dichtete er hier und so schließe ich meine Augen. Zwei Stunden später erwache ich. Es dämmt gerade. Irgendwo hörte ich einen Papagei krächzen. Wahrscheinlich bilde ich mir das nur ein, in meinem Kopf bin ich bekanntlich im Urwald zu Hause.

Eine Stunde später erwache ich erneut. Kurz weiß ich nicht, wo ich bin, rufe es mir jedoch zurück ins Gedächtnis. Ich stehe auf. Auf meiner Wange hat sich der Rand des Kopfpolsters eingepreßt, es schaut nun aus, als hätte ich eine Narbe oder einen Schmiss. Würde ich nicht so verträumt dreinschauen, diese Einkerbung in der Wange würde mir etwas Gefährliches verleihen. Ich gehe runter an die Rezeption. Andrea lächelt mich an, er will wissen, ob ich mich erholt habe. Ich nicke ihm zu und frage ihn, wo man hier eine Kleinigkeit essen und trinken könnte. Es ist nicht so, dass ich sehr verfrissen bin, aber ich habe keinen Reiseproviant mit und weiß, dass es außerhalb der Saison auch in Italien zur fortgeschrittenen Stunde gar nicht so leicht ist, etwas Essbares zu bekommen. Andrea meint, unten am Hafen haben sie zwei ausgezeichnete Fischlokale, manche meinen, es sind die besten in ganz Oberitalien. Da heute aber Montag und somit geschlossen ist, solle ich am besten einige Schritte weiter in die Bar gegenüber gehen. Hier haben sie einige Kleinigkeiten und sogar die Pizza ist – für Nichtitaliener – genießbar. Im ersten Moment weiß ich nicht, ob ich dankbar für den Tipp sein soll, oder leicht beleidigt, da er mich als Nicht-Italiener be-

nannte, jedoch kann Andrea nicht wissen, wie oft ich zu spät komme und mir diesbezüglich, gerade noch vor einigen Stunden, einheimisch vorkam.

„Nicht-Italiener?“, fragte ich ihn und zwinkere ihm dabei zu. Er greift nach meinem Unterarm und schüttelt den Kopf.

„Das habe ich nicht so gemeint“, antwortet er. Er selbst kommt aus Milano, aus einem kleinen Vorort, und hier in der Gegend leben sehr viele Menschen aus dem Süden, da im Norden die Arbeitssituation besser ist.

„Gelegentlich habe ich mit Bekannten aus Napoli zu tun. Die tun sich mit dem Essen in Triest wirklich schwer. Mit Kaiserfleisch brauche ich denen gar nicht kommen.“

Er sieht, dass ich ein AS Roma T-Shirt an habe, klopf mir noch auf die Schulter und meint, „La Roma?“

Ich antworte ihm, „Si, Francesco Totti.“

Er meint, dass ihn das wundert, Touristen kämen meistens mit einem Trikot von Juventus Turin oder AC Milano in sein Haus, manchmal auch Inter.

„Hier in den Restaurants kannst du mit sieben verschiedenen Fußballfans an einem Tisch sitzen und vielleicht ist einer ein Fan von Udinese Calcio, dem nächstgelegenen Serie-A-Verein.“ Ich frage ihn, warum das so sei, und er meint, dass Fußballfans in dieser Gegend keine Traditionsmannschaft haben, auf die sie stolz sein können. Udinese spielt zwar brav mit, aber eben noch nicht sehr lange.

„Die Väter und Großväter verbinden Fußball immer mit Juve oder Milano, so sind die Kinder von Geburt

an Juve- oder Milano-Fans, daran wird sich auch in Zukunft nichts ändern. Wenn Menschen aus der Hauptstadt hierherziehen, sind sie Roma oder Lazio, Menschen aus dem Süden sind Napoli. Wenn Udinese gegen Juve spielt, sind über die Hälfte Juve-Fans hier und viele davon kommen aus dieser Gegend.“ Wir verabschieden uns und ich mache mich auf den Weg.

Abend. Ich nehme Andreas Rat ernst und begeben mich auf den Weg in das Lokal gegenüber. Die Häuserreihe ist hier dicht aneinandergedrängt. Eine Pension folgt der nächsten und ich kann mir gut vorstellen, dass hier im Sommer ein ewiges Kommen und Gehen ist. Das ist wohl dem Karst geschuldet, denn die Straße führt merkbar abwärts. Das Klima hier ist vorzüglich, denn in Graz können weder Palmen noch Oleander den Winter im Freien überleben. An mir rast gerade ein menschenleerer Bus mit der Zielbestimmung „Trieste“ vorbei. Dies stimmt mich traurig und ich bemitleide den Busfahrer, der scheinbar sinnlos eine Fahrt machen muss. Ich sehe die Bar nun an der rechten Seite vor mir. Hier scheint ein kleines Zentrum von Duino zu sein. Zur linken Hand sind die Busstation, ein Greissler, ein paar Meter steil hinauf eine Post mit einem Kiosk und eben die verschlossenen schweren Tore zum Schloss – ach Rilke, standest du eines Abends ebenfalls vor verschlossenem Tore? Wahrscheinlich nicht, und schon spüre ich wieder die Habsburger Kraft dahinter, hier in Triest eine Märchenlandschaft entstehen zu lassen,

mit einem unverkennbaren Branding, aber eben eine Zauberwelt, die alle Besucher in den Bann zieht, außer mich, oder mich auch, zumindest meinen Vater – in der Mitte haben wir einen Kreisverkehr, wo auch der Bus vorhin umdrehte, und die von Andrea empfohlene Bar. Im Gastgarten stehen Laternen, aber ich will zuvor einen Blick in das Lokal werfen. Eine Bar, ein Tanzbereich und ein großzügiger Raum zum Essen sind aneinandergereiht. Einige Typen stehen an der Bar und trinken Bier aus der Flasche. Keiner von ihnen nimmt mich zur Kenntnis, was mich beruhigt. Es ist vielleicht etwas frisch, aber dennoch beschließe ich, in den Gastgarten zu gehen. Er ist genau so, wie ich ihn mir vorgestellt habe. Rote Holztische und Kunststoffessel, wahrscheinlich treffen sich hier die Wanderer, wenn sie aus dem Karst zurückkommen, trinken ein Bier und essen eine Kleinigkeit, oder die Schlossbesucher schauen auf einen Kaffee vorbei. In der Mitte des Gastgartens steht eine Linde, um sie herum ist eine kleine achteckige Stehbar gezimmert, wahrscheinlich für die müden Wanderer, das steht mir ja noch bevor. Jetzt am Abend scheinen jedoch nur Einheimische hier zu sein, alle sprechen Italienisch. Ich weiß nicht, ob ich jetzt dem Tourismus-Komplex aufsitze, ein Lokal nur dann gut zu finden, wenn „nur“ Einheimische zugegen sind, oder vielleicht will ich jetzt einfach keine deutsche Sprache hören. Für das ist man ja im Ausland. Schon wieder die Sache mit dem Ausland. Gerade den Österreichern kam es sehr entgegen, aus dem Ausland immer mehr Österreich zu machen, sich also über-

allhin auszubreiten, bis nach Mexiko, wenn es sein musste, denke ich mir, sehe Maximilian vor mir, der von hier aus die Reise begann, ins Meer stach und in Mexiko die erste Nacht in seinem Schloss auf dem Billard-Tisch verbringen musste, weil die Betten so verwandt und von Mäusen zerfressen waren, und ich sehe als Schizo-Kommando bereits den Thronfolger nach Sarajevo aufbrechen. Meine Herren! Zur Beruhigung bestelle ich einen Wein der Region, einen Collio Friulano, und dazu bestelle ich mir einfach eine Margherita, die hätte mein Vater wahrscheinlich auch bestellt, möglichst wenig Belag, aber sättigend. Der Wein kommt zuerst, nicht unlogisch, mit ein paar Pizzastangerln und Oliven. Bei Weißwein eigentlich unüblich, schwenke ich den Wein trotzdem, er bleibt an der Wand haften, was einen stärkeren Alkoholgehalt vermuten lässt. Macht schöne Schlieren. Ich koste ihn. Er mundet. Zwei Monate mehr Sonne als in Österreich lassen grüßen. Mein Handy läutet, ich schaue kurz auf das Display, nehme jedoch nicht ab. Es ist tatsächlich der Hauswein der Region, und so lasse ich es mir gutgehen.

Im Licht der Laternen betrachtet, schaut die Pizza mit ihren Kratern und Hügeln wie eine Mondlandschaft aus. Sie schmeckt vorzüglich. Schon möglich, dass mich jetzt alle süditalienischen Freunde kritisieren werden, aber am Pizzaofen waren zumindest keine Pfeifen am Werk. Zeitgenau höre ich auch die erste Grille zirpen, ich freue mich über dieses fast kitschige Geschenk des Einstandes und esse zufried-

den. Ich bestelle einen weiteren Wein. Die Kellnerin zwinkert mir verschwörerisch zu und macht eine Kurve zu den immer belebten Tischen. Es scheint so, wenn schon montags etwas los ist, wird es unter der Woche nicht schlechter sein. Fertig gegessen, und ich lehne mich auf dem Kunststoffstuhl zurück.

Die Kellnerin kommt mit einem halben Liter zurück und fragt, ob alles okay war und ich antworte mit einem nicht gelogenem „Perfetto“, in dem Moment will ich nirgendwo anders verweilen, in dem Moment ist mir auch der halbe Liter golden schimmernder Weißwein nicht zu viel. Grazie Andrea, dir und deinem schieß AC Milano! Grazie! Ich bin also gut angekommen, kann zufrieden sein, mein Handy bleibt stumm, alle Hausaufgaben gemacht. Va bene! Die Kellnerin kassiert ab, fragt noch nach einem letzten Getränk. Wir verstehen uns eher auf der nonverbalen Ebene. Mein Italienisch ist ein bisschen bemüht, bei ihr sind Deutsch und Englisch so gut wie nicht vorhanden. Genau so hatte ich mir das doch vorgestellt, oder? Big Smile – und ich bestelle mir noch ein Viertel. Für heute muss das passen. Sie bringt ihn mir postwendend, ich sage grazie und kann auf ihren Redeschwall leider keine Antwort finden. Im selben Moment spüre ich etwas. Es kommt von der Seite. Etwas tut sich. Etwas bewegt sich. Es ist keine Bedrohung, aber so muss sich der Bruchteil einer Sekunde anfühlen, bevor etwas Wichtiges für einen passiert. Von der Seite kommt eine Dame, die ich bis jetzt noch nicht in meinem Blickfeld hatte. Fast erstarre ich zu Stein. Vor Schrecken. Im Wissen, dass

wir beide eine Geschichte vor uns haben. Ein Treffen, das jetzt nicht zufällig stattfindet. Soll so sein. Bestellt habe ich es nicht. In klarem Deutsch sagt sie mir, dass ich das Glas einfach zur Linde stellen soll, bevor ich gehe. „Wenn Sie vielleicht einen Moment Platz nehmen wollen?“, lade ich sie ein.

„Ja, wirklich nur einen Sprung“, antwortet sie mir. Sie nimmt Platz. Ihr dunkelblondes, gelocktes Haar schwingt mit. Mit ihren flinken braunen Augen, trotz Dunkelheit kann ich die Farbe gut erkennen, fährt sie über den Tisch, als ob sie aufgrund der Gegenstände, die auf dem Tisch liegen, auf meine Person schließen könnte. „Vielen Dank für Ihre Hilfestellung“, sage ich. Sie lächelt und wir stoßen an. „Woher können Sie so gut Deutsch?“, frage ich sie. Meine Frage ist jetzt nicht irgendwie aufregend, aber zumindest nahe-liegend.

„Ich arbeitete die letzten Jahre in Frankfurt, im staatlichen Italien Tourismus, in der Zentrale für Deutschland, aber dann zog es mich zurück nach Italien“, antwortet sie mir.

„Warum sind Sie dann ausgerechnet nach Triest gegangen?“, frage ich nach. Für Italiener ist Triest ja nicht gerade die allererste Stadt, wurde mir gerade vorhin bestätigt. Von Verbannung will ich nicht reden, aber es ist eben schon sehr abgeschlossen. Kurz verdreht sie sehr sympathisch die Augen und lächelt, dabei bilden sich Grübchen in ihren Wangen. Sie öffnet eine Weichpackung Zigaretten, schubst an der Packung an, sodass zwei Zigaretten herauschauen und raucht sich eine an. Unser Gespräch dürfte also

doch länger dauern als „einen Sprung“. Va bene!  
„Es gibt auch Menschen, die auf Herausforderungen stehen“, antwortet sie mir leicht spöttisch, nicht ohne dabei zu lächeln. „Triest ist im Wandel“, beginnt sie zu erzählen. „Wir waren immer eine große Handels- und Industriestadt. Gerade eure Habsburger haben uns als Fenster zum Meer betrachtet. Aber wir bekamen auch viele Güter aus der ganzen Welt herein. Kaffee ist das beste Beispiel dafür. Es ist kein Zufall, dass hier in Triest die meisten Kaffeeröstereien angesiedelt sind.“

Mit dem Gerücht, dass man in Triest statistisch gesehen am meisten Kaffee in ganz Italien trinkt, räumt sie jedoch auf. „Das war zurzeit des Eisernen Vorhangs noch so. Bevor die jugoslawischen Gastarbeiter ihren Heimaturlaub antraten, kauften sie bei uns noch massiv Kaffee ein, weil der in ihrer Heimat so schrecklich schmeckte.“

Sie erzählt mir über die problematische Zeit, während des Kalten Krieges. Triest war wirtschaftlich plötzlich abgeschnitten. „Zuvor waren wir noch bei Österreich und dann sollten wir einfach das letzte Bollwerk gegen den Kommunismus sein.“ Mit der Ostöffnung kamen jedoch andere Probleme. „Die Industrie kann in Kroatien oder Albanien um ein Drittel günstiger erzeugen als bei uns, weil die Löhne niedriger sind. Dadurch musste sich die Stadt neu positionieren.“ Das Gespräch deprimiert mich gerade. Ich sehe die Stadt schon immer mehr in sich zusammenfallen. „Natürlich konnte sich ein Teil der Industrie halten, aber in Triest hat man mittlerweile umgedacht.

Das Anderssein, das unsere Zuordnung immerzu erschwerte, gestaltet sich nun zum Vorteil. Die Maria-Theresia-Bauten zum Beispiel, die uns im 18. Jahrhundert in Italien zu einem Fremdkörper machten, ziehen heute die gehobene Schicht an, die jetzt nicht alleine einen Badeurlaub bevorzugt.“ Venedig wird immer Venedig bleiben, das ist ihr klar, in Triest bleiben sie zum Großteil von Tagestouristen verschont und man kann die Gäste zumindest auf ein verlängertes Wochenende binden. Das ist eine Chance.

„Wir haben hier zwei Schlösser zum Besichtigen, mit Miramare bin ich noch nicht glücklich, in Duino läuft es jedoch besser. Dafür haben wir mittlerweile Restaurants, die wirklich zur Spitzenklasse gehören“, erzählt sie mir.

„Aber gerade das alte Triest interessiert mich sehr“, werfe ich begeistert ein. „Ich kann mich an eine Fotoserie erinnern, die mein Vater einmal machte, Schwarz-Weiß-Fotos.“ Ich erzähle ihr von meiner Heimatstadt Graz. Auch diese wurde und wird immer wieder renoviert, nicht zum Gefallen der Fotografen, die sehr gerne charakterstarke Häuser vor der Linse haben, die in ihrem Gesicht quasi die Geschichte des letzten Jahrhunderts in sich tragen. Wieder lächelt sie und ich erlaube mir, ihr nachzuschenken.

„Sie sprechen hier, als würde es um Venedig gehen. Venedig lebt seit jeher von der bröckligen Substanz. Jedoch kann es nicht einmal Venedig langfristig als Gewinn sehen, wenn keiner in die Substanz investiert. In Triest ist es sehr teuer, den alten Charme zu



konservieren. Die Bora, der Sturm im Winter, nagt an den Häusern mehr als in anderen Teilen Italiens. Wenn im Winter die Fenster nicht dicht sind, mag hier keiner wohnen ... – Aber wir wollen mehr verkaufen“, sinniert sie, obgleich „verkaufen“ der falsche Begriff wäre.

„Wann waren Sie zum ersten Mal in Triest?“, fragt sie mich dann. „In meiner Kindheit“, antworte ich wie aus der Pistole geschossen. „Mit meiner Schwester zusammen. Ich kann mich noch gut erinnern. Für mich war der Urlaub am Meer immer gleichzusetzen mit sorgenfreien Tagen am Sandstrand.“ Sie muss lachen, weil die Pointe jetzt nicht mehr schwer zu erraten ist. „Plötzlich waren wir hier am Strand nur von Steinen umgeben! Die Badeschlappen wetzten und außerdem gab es keine Ramschstände, die zu einem Familienurlaub in meiner Kindheit dazugehörten.“

„Ob Sie mir das nun glauben wollen, oder nicht“, antwortet sie mir, „genau darauf wollte ich hinaus. Durch die Steinstrände und den Wegfall der Schwerindustrie haben wir ein wirklich ausgezeichnetes Wasser. Früher machte uns auch der Hafen Probleme, aber mit den neuen Auflagen der Ministerien wird hier wirklich auf die Wasserqualität geschaut. Man kann im Meer vor Triest fischen und die Fische landen fangfrisch in der Pfanne, auch die Miesmuscheln auf den Muschelbänken vor dem Hafen in Duino sind ein Gedicht.

Dazu kommt im Sommer, wenn es mittlerweile eine Hitze wie in Afrika hat, die kühlende Funktion der Steinstrände und des Karsts hinzu.“

Nun macht sie einen höhnischen Blick in Richtung Adria.

„Der Sandstrand kann die Wärme gar nicht mehr abgeben, in der Nacht kommen jedoch die kühlenden Winde der Berge zu uns, so haben wir am Morgen wieder vernünftige Temperaturen“, fährt sie fort. Ich notiere einige Wörter, natürlich provoziert das die Frage, was ich denn in Triest so mache und überhaupt.

„Ich bin Autor und Journalist“, antworte ich ihr. Jetzt bin ich mir schon im Klaren, dass ich nicht ganz die Wahrheit gesagt habe, aber ich will meinen wahren Beweggrund, oder zumindest den Auslöser zu dieser Fahrt, für mich im Hintergrund halten.

„Und, was haben Sie aus unserem Gespräch nun mitgenommen?“, fragt sie nach.

„Dass man hier gedankenlos bis weit nach der Sperrstunde trinken und sich wunderbar unterhalten kann“, grinse ich. Das klingt jetzt schon sehr nach Traumschrift, aber ich bin halt schon sehr rauschig. Trotzdem ist das ein großer Vertrauensvorschuss, den man Fremden bei uns nicht so leicht gibt, auch Einheimische haben da so ihre Probleme. „Weder regt sich ein Nachbar auf, noch scheinen hier die Menschen zu randalieren, wenn sie zu viel getrunken haben“, erkläre ich dann, um Ernsthaftigkeit bemüht. „Bei uns in Graz ist das etwas aus dem Ruder gelaufen. Ein bisschen zu viel Radau und ein bisschen zu besorgter Bürgermeister.

So haben wir zum Beispiel um 22 Uhr die Sperrstunde für die Gastgärten angesetzt.“



Foto: Gudrun Lichtenwulher

### **Mike Markart**

Geb. 1961 in Graz. Zahlreiche Romane (Der dunkle Bellaviri. Ich halte mir diesen Brief wie einen Hund.), Hörspiele (Dillingers Fluchtplan. Kalcher. Magritte.), Theaterstücke (Die Täter. Kalcher. Edison.) sowie das Kochbuch „Die geheime Osteria“ (gemeinsam mit Tom Markart). Viele Preise und Stipendien, u. a.: Würth Literaturpreis, Karlsruher Hörspielpreis, Projektstipendien des Bundeskanzleramts für Kultur.  
Mehr unter: [www.markart.net](http://www.markart.net)



Foto: Max Wegscheider

### **Martin G. Wanko**

Bis dato wurden von Martin G. Wanko (geb.1970) 20 Theaterstücke aufgeführt, drei Hörspiele liefen im Radio sowie drei Romane wurden veröffentlicht. Seit 2001 leitet er die Grazer Autorenversammlung in der Steiermark. Regelmäßig Preise und Stipendien. Er ist auch als Journalist tätig.  
Mehr von Wanko unter: [www.m-wanko.at](http://www.m-wanko.at)

Das Projekt „il carso. la bora.“ wurde vom Land Steiermark  
und der Kulturabteilung der Republik Österreich unterstützt.